Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 93. Bromberg, den 13. Mai 1927.

Grit und die Drei.

Roman von Curt Seibert.

(4. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.

Ein toller Tag.

Der 7. November war ein Tag, an dem alles verkehrt ging, und alle, die ihn erlebten, dachten noch viele Jahre daran. Von morgens an schneite es, was die Wolken hergeben wollten, und ein Sturm herrschte dazu, daß alle Straßen zwischen Stadt und Land bald meterhoch verschneit dalagen. Niemand konnte sich erinnern, in den letzten Jahren bereits so früh derartige Schneemassen erlebt zu haben. In der Stadt waren die Dächer weiß und die Fensterbänke vollgeschneit, nur mit Mühe brachte man die Fenster auf, in den Straßen fegte der Wind die Flocken umher, den Leuten ins Gesicht, unter die Schirme, in die Kleider. Straßenbahnen und Wagen konnten sich nur mit Mühe ihren Weg bahnen, die Menschen streuten Viehsalz auf die Bürgersteige, aber doch fielen überall Leute zu Boden, da es kalt war und der Schnee liegen blieb und auf der Straße anfror.

An diesem Morgen hatte Bert Alcolm einen Brief erhalten, in welchem ihm das Detektivbureau mitteilte, es sei nun endlich gelungen, den Aufenthaltsort der gesuchten Dame zu ermitteln. Fräulein Grit Hejermanns sei als Gesellschafterin auf dem Gute Christiansberg des Herrn von Eggebrecht engagiert, wo sie sich auch zurzeit noch aufhalte.

Christiansberg, das war ja gar nicht weit, mußte in der Nähe des Dorfes Kleinmöhlen liegen und mit der Bahn in vielleicht ein bis zwei Stunden zu erreichen sein. Und obwohl Herr Alcolm sich nicht recht wohl fühlte, obwohl er wußte, daß Rita ihn am Nachmittag erwartete, obwohl das Wetter nicht eben einladend war für eine Fahrt aufs Land, beschloß er doch sofort, hinauszufahren und Grit aufzuklären.

Einen dementsprechenden Brief seiner Kusine trug er seit zwei Tagen in der Tasche. Diese war erst vor kurzem wieder nach Hause zurückgekehrt und hatte in der Stadt Station gemacht. Wenn auch nur für ein paar Stunden, so hatten diese doch genügt, den Zweck zu erreichen, den Bert seit langer Zeit erstrebte. Sie war ganz entsetzt, als er ihr erzählte, welch unangenehme und unwahre Deutung ihr harmloses Abenteuer erfahren habe und natürlich sofort bereit, einen dementsprechenden Brief zu schreiben, den er seiner Braut mitbringen wollte, sobald er sie gefunden. Allerdings zweifelte er selbst etwas an dem Erfolg seines Unternehmens und hatte sie gefragt:

„Glaubst du, daß sie diesen Brief für echt hält und für wahr?"

Doch da hatte seine Kusine lachend geantwortet.

„Wenn sie dich für raffiniert hielte, würde sie dir nicht glauben, dann würdest du einen solchen harmlosen Brief auch gar nicht anbringen. Nur ein harmloser Mensch kann sich einen solchen Brief besorgen, und wenn sie dich für harmlos hält . . ."

„Sie hält mich für das, was ich bin."

„Dann wird sie dir glauben", hatte sie gemeint.

Und seitdem glaubte auch er daran. Er griff nach dem Kursbuch und sah, daß der beste Zug gegen 2 Uhr ging. Da konnte er noch in Ruhe ins Geschäft gehen und Rita sowie ihren Vater von seiner kurzen Reise verständigen

*

Herr von Eggebrecht war in letzter Zeit recht seltsam geworden, und es gab täglich Streit mit Inspektor Ehrngruber, der sich in seiner Vollmachtstellung bedrängt sah.

Eggebrecht, ein Mann, dem man in letzter Zeit seine sechzig Jahre wohl angesehen und angemerkt hatte, der einen langsamen, etwas ängstlichen Gang sich angewöhnt hatte, der nur im Wagen fuhr, aber nie selbst kutschierte, kein Pferd bestieg, fing plötzlich wieder an, sich bedeutend jünger zu geben. Eine kleine Veränderung war ja schon eingetreten, seitdem Grit im Hause war, er hatte seinen Stock abgelegt, ohne den er seit Jahren undenkbar gewesen.

Jetzt aber wurde er wieder jung, ließ sich aus der Stadt einen Schneider kommen, trug modische, auffallende Anzüge, daß das Hofpersonal hinter ihm her kicherte und Gesichter schnitt, und begann wieder dreinzureden in Dinge, die seit Jahren Inspektor Ehrngrubers eigenste Domäne gewesen waren. Dieser fiel aus allen Wolken, als Herr von Eggebrecht eines Morgens befahl, man möge seinen alten Wallach satteln, den er seit wer weiß wie langer Zeit nicht mehr bestiegen hatte.

„Herr Baron werden doch nicht ausreiten?" fragte Ehrngruber mehr erstaunt als neugierig.

„Warum denn nicht?" gab Eggebrecht zur Antwort, und zwar in einem Tone, der dem Inspektor riet, kein Wort mehr zu erwidern.

Seit diesem Tage wollte nichts mehr klappen. Was auch begonnen wurde, überall wollte der Herr selbst mitreden, dreinreden, alles besser wissen. Daß er mit seinem Gehabe nur auf Grit Eindruck machen wollte, die einmal geäußert hatte, für sie komme nur ein jugendlicher Mann in Frage, merkten alle bis auf Grit selber, die den alten Herrn nur komisch fand, sich weidlich über ihn amüsierte und ihn neckte, wo sie konnte.

„Sie sehen heute wieder aus wie ein junger Gott", pflegte sie zu sagen, oder: „Der eleganteste Mann im ganzen Umkreis sind doch Sie, Herr von Eggebrecht."

Womit sie seine Eitelkeit nur weiter aufstachelte, statt sie zu dämpfen. Doch allmählich merkte auch sie, daß der alte Herr sie zu verfolgen begann. Keine Minute konnte sie mehr allein sein, morgens, mittags, abends mußte sie in seiner Nähe zubringen, ihn unterhalten, ihm vorlesen, ja manchmal nahm er ihr die Zeitung aus der Hand und las selbst irgend etwas, was ihn besonders interessierte.

Dann sprach er davon, daß man auf dem Lande nur versaure, daß man ab und zu in die Stadt fahren müsse, um sich etwas anzusehen, Theater, Konzerte, vielleicht auch einen Film. Er hatte noch nie einen Film gesehen, wie sie das finde?

Auf dem Gut wurde er der Schrecken aller Angestellten, besichtigte morgens schon die Ställe, sah überall, wo er störte, nach dem Rechten, und wenn er nach Hause kam, strich er seinen starken, schon ergrauten Schnurrbart aufwärts, stellte sich vor den Spiegel und meinte:

„Ich bin wirklich noch gar nicht so alt, wie ich aussehe, und ich sehe noch lange nicht so alt aus, wie ich bin."

Anfangs hatte Grit ihm zugenickt und seine Ansicht bestätigt, jetzt tat sie, als höre sie es gar nicht mehr. Nur nicht mehr seine Eitelkeit anfachen, dachte sie, er wird so wie so von Tag zu Tag schlimmer.

Trotzdem war nicht zu leugnen, daß die Bewegung ihm wohl tat und daß er sich nicht nur jünger fühlte, sondern auch jünger wurde.

Ehrngruber gerlet fast täglich mit ihm aneinander, und Eggebrecht sprach schon davon, daß man den Menschen entlassen müsse, da er alles besser wissen wolle und sich wohl einbilde, der Herr im Hause zu sein.

Ehrngruber aber schüttelte ihr sein Herz aus, sobald er sie mal traf, und sie hörte ihm gern zu, denn der Mann tat ihr leid. Er schaffte wie ein Pferd und hielt alles in Schuß, daß der Hof weit und breit als ein Mustergut gelten durfte, außerdem verstand er ohne Zweifel mehr von der Landwirtschaft als der Baron, der früher in der Stadt flott gelebt und sich später auf seinem Gut vergraben hatte, ohne recht in die moderne Bewirtschaftung großer Güter vereinzuschauen.

„Der Mann ist einfach verrückt", sagte der Inspektor, „und das alles nur Ihretwegen".

„Aber nein, Sie irren sich", lenkte sie ab.

„Ich weiß, was ich rede, Fräulein, ich kenn' ihn seit Jahren, bisher war er ein Trottel, aber ein gutmütiger, jetzt wird er ein Trottel, aber ein böswilliger. Er möcht' sich spreizen vor Ihnen wie ein Auerhahn auf der Balz, man hat doch seine Augen im Kopf, verlassen Sie sich darauf."

Grit waren derartige Gespräche nicht gerade angenehm, obwohl sie in vielen Dingen dem Inspektor recht geben mußte, doch war sie im Grunde ein so harmloses Ding, daß sie nicht alles merkte, was um sie vorging.

Auch als ihr Herr von Eggebrecht vorschlug, in den linken Seitenflügel zu ziehen, wo er ihr ein paar nette Zimmer einrichten wolle, hatte sie sich nichts Böses dabei gedacht und war auf den Vorschlag eingegangen.

Seitdem wohnte sie zu ebener Erde im linken Flügel nach dem Walde zu, doch als Ehrngruber einmal angedeutet hatte, daß man ihre Fenster von den Zimmern des Barons ausgezeichnet beobachten könne, hatte sie ihm energisch verboten, derartigen Verdacht laut werden zu lassen.

Langsam aber mußte sie sich eingestehen, daß Ehrngruber bessere Augen habe als sie, denn im Laufe der Zeit steigerte sich das Interesse des alten Herrn für sie derart, daß er niemanden mehr allein in ihrer Nähe ließ, sie ständig beobachtete, kurzum, sich wie ein eifersüchtiger Liebhaber gebärdete, so daß Grit endlich beschloß, komme was da wolle, die Stellung ohne Kündigung aufzugeben und in die Stadt zu ziehen.

An dem Tage, an dem sie diesen folgenschweren Entschluß gefaßt, es war der 7. November, erhielt sie am Nachmittag einen Eilbrief von Bert, daß er auf dem Wege zu ihr sei und sie bitte, ihm eine Unterredung zu gewähren. Seltsam, dachte sie, daß ich gar nicht überrascht bin über diesen Brief.

Sie hatte diesen Brief erwartet, seit Wochen, seit Tagen, seit Stunden, vielleicht auch erst für später, aber sie wußte, daß er einmal kommen mußte. Der Brief und er! Und nun war er da, der Brief. Aber er würde nachfolgen. Wie froh sie war, wie glücklich und frei!

Am Abend schützte sie Migräne vor und ging bald zu Bett, sie las noch ein wenig in der Zeitung, drehte dann das Licht aus, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß auch die Lichter im Schlafgemach des Barons erloschen waren, und schlief ein. Sie ahnte nicht, daß drei Männer ihre Fenster beobachteten.

*

Der erste war Bert Alcolm. Er kam vom Felde her, nachdem er sich seit Stunden durch das Schneegestöber durchgeschlagen hatte. Herr Amberg hatte ihn freigelassen — was blieb ihm auch anderes übrig bei der Entschiedenheit, mit der er ihm die Wichtigkeit dieser Reise erklärt hatte — und Rita hatte überhaupt nicht viel gesagt. Sie war am Nachmittag mit ihrer Freundin Inge im Hotel Esplanada zum Tanztee verabredet und hatte gedacht, er werde mitkommen. Wenn nicht, nun dann war's ja auch nicht schlimm, man sah sich ja so oft.

Diese kurze Unterredung mit Rita hatte ihm so recht zum Bewußtsein gebracht, daß er sofort zu Grit fahren mußte, sobald er ihre Adresse erfahren. Keine Minute hatte er geschwankt, und das freute ihn jetzt doppelt. Daß er sich in Rita ein wenig verliebt hatte, nahm er sich selbst weiter nicht übel, Grit hatte ihn verlassen, ohne mit ihm ein Wort zu sprechen über eine Sache, die sich schnell hätte restlos aufklären lassen.

Aber was war sie doch für eine Frau gegenüber dieser kleinen Kokette! Lieben konnte man im Leben vielleicht mehrere Frauen, zur gleichen Zeit aber doch nur eine, und diese eine war Grit und niemals Rita, deren Oberflächlichkeit bei allem Charme ihn doch auf die Dauer langweilte und abstieß. Zweifellos besaß sie mehr Talent, ihre Vorzüge in Szene zu setzen als Grit, die allein durch sich selbst wirkte und niemals mit Willen auf Männer wirken wollte.

Ein Umstand war es, der ihm immer noch zu denken gab. Er hatte das bestimmte Gefühl, daß Rita, die ihn zum Freunde haben wollte, den Vater veranlaßt haben mußte, ihn zu engagieren.

Warum also betonte der alte Amberg immer wieder, daß er allein es gewesen sei, der dem unschuldig Verdächtigten helfen wollte? Wollte er Rita decken? Aber er ahnte doch nichts von ihrem Verhältnis zu ihm? Was war das für ein Geschäftsmann, der auf Bitten seiner Tochter einen Prokuristen verpflichtete und sich nicht dachte, dahinter müsse etwas stecken? Bert wurde aus der ganzen Geschichte nicht klug, er mußte einerseits glauben, daß Amberg aus eigener Initiative gehandelt habe, andererseits sah er in Rita die Triebfeder seines Handelns. Welche Emrfindung trog, welche war richtig?

Mit dem Zweiuhrzug war er richtig abgefahren und kam am Nachmittag in Kleinmöhlen an. Natürlich durfte er kein Fuhrwerk nehmen, sondern mußte zu Fuß gehen, was bei dem Wetter kein Vergnügen war, er stampfte auf der Chaussee einher und fluchte auf sich selbst, daß er keine hohen Gamaschen angezogen hatte. Bald waren Schuhe und Füße durchnäßt, und jetzt kam der beschwerlichere Teil des Weges, denn er näherte sich langsam dem Gutshof und mußte feldein wandern, um bei anbrechender Dunkelheit heimlich sich ihr nähern zu können.

Es gibt ein Sprichwort: Wie man's macht, ist's falsch. Wenn Bert am hellen Tage einfach auf den Gutshof gegangen wäre und Fräulein Hejermanns zu sprechen verlangt hätte, alles wäre in wenigen Stunden erledigt gewesen.

Er hätte sie in einer Verfassung gefunden, die ihm nur günstig war, und sie würden voraussichtlich nach kurzer Aussprache mit dem Baron ohne Aufenthalt das Gut verlassen haben können.

Aber das wagte er eben nicht, wußte er doch nicht einmal, ob sie ihn überhaupt anhören werde, und sich auf dem Gutshof vor versammeltem Personal blamieren zu lassen, lag nicht in seinem Sinn. Also mußte er versuchen, von irgend jemandem unauffällig zu erfahren, wo sich ihre Zimmer befanden, und dann den ersten Versuch, sie zu sprechen, aus der Entfernung unternehmen.

Spät am Abend war es bereits, als er das Wäldchen hinter dem Herrenhaus erreichte und sich von dort langsam an die Gebäude heranmachte. Im linken Flügel gingen ihre Fenster zu ebener Erde auf den inneren Hof. Das hatte er von einem Jungen erfahren, dessen Vater auf dem Gut arbeitete und der recht gut Bescheid wußte. Auch den Weg hatte er ihm gewiesen und ihm sogar verraten, daß sich zwischen Herrenhaus und Seitenflügel ein Zwischenraum befinde, der nach außen hin durch eine niedrige eiserne Tür abgesperrt sei, die man leicht überklettern könne. Der Junge kam sich bei seinem Bericht sehr wichtig vor, anscheinend hatte die Schönheit der Gesellschafterin auch auf ihn ihren Einfluß nicht verfehlt.

Ungefähr gegen elf Uhr erreichte er die kleine eiserne Pforte und stellte fest, daß sie gar nicht verschlossen war, sondern sich nur etwas schwer öffnen ließ.

Der zweite, der die Fenster im Erdgeschoß des linken Flügels nicht aus den Augen ließ, war Herr von Eggebrecht. Er stand seit fast einer Stunde im verdunkelten Raum und starrte hinüber, versuchte sich in Gedanken auszumalen, was drüben hinter dichtverschlossenen Gardinen vorging, sah dann, wie das Licht erlosch und träumte dann leise den Traum eines Mannes, der im Leben vielen wundervollen Frauen begegnet war und es trotz aller Erfolge beim weiblichen Geschlecht versäumt hat, sich rechtzeitig eine einzige schöne Frau fürs Leben zu nehmen, so daß er nun im Alter allein stand.

Wenn ich diese Frau vor Jahren kennengelernt hätte, vielleicht hätte sie das werden können für mich, was sie heute mir nicht mehr sein kann, da ich zu alt bin, um ihr das zu sein, was eine solche Frau von einem Manne verlangen muß. Ich bin zu alt geworden für so ein junges Ding, aber doch möchte ich ihr einmal sagen, daß ich sie gern habe und sie bitten, hier zu bleiben. Vielleicht wird sie's tun, wenn ich sie recht bitte. Ich habe keine Erben und werde nicht mehr lange leben.

Am liebsten wäre er jetzt gleich hinuntergegangen und hätte es ihr noch gesagt, aber das war natürlich unmöglich. Schon wollte er sich vom Fenster zurückziehen, da kam ihm der Zufall zu Hilfe.

War das nicht ein menschlicher Schatten, der sich an der Hauswand entlang bewegte? Rasch hielt er sein Einglas vors linke Auge und erkannte trotz der starken Dunkelheit eine männliche Gestalt, die aus dem kleinen Gang, in dem sie sich zweifellos versteckt gehalten hatte, herausschlich und an den Fenstern des linken Flügels vorbeihuschte. Plötzlich war sie verschwunden. Wer konnte der Mensch sein? Ein Dieb? Oder einer, der zu ihr wollte? Dieser Gedanke ließ ihn auffahren. Mit Blitzesschnelle hatte er einen Mantel umgeworfen, im Flur einen Knotenstock ergriffen, seine

Blendlaterne aus der Tasche gerissen und war zur Tür geeilt.

Bert war unschlüssig, was er tun sollte. Ohne Frage waren das ihre Fenster, aber sie waren dunkel wie die Nacht ringsum und kein Laut drang aus den Zimmern.

Sollte er klopfen? Er versuchte es, doch im gleichen Augenblick fühlte er, wie der Schein einer Blendlaterne sein Gesicht und seinen Körper traf, und er hörte, wie eine rauhe Stimme fragte, wer er sei und was er wolle.

Mit einem Satz sprang er auf den Mann zu, schlug ihm die Laterne aus der Hand und flüchtete an der Wand entlang, um die Ecke, durch die kleine Pforte, wie er gekommen war, lautlos und schnell. Draußen begann er zu laufen, als sei der Teufel hinter ihm.

Eggebrecht, den die zur Erde gefallene Laterne mit ihrem Kegel traf, sprang zur Seite, um den Kerl — man konnte nicht wissen — kein Schußfeld zu bieten, da öffnete sich das Fenster, und Grit stand im Nachtgewand, über das sie einen leichten Mantel geworfen, vor ihm.

„Herr Baron?" fragte sie maßlos erstaunt.

Er verbeugte sich und hob die Laterne auf.

„Verzeihen Sie die Störung. Eigentlich habe ich Sie nicht gestört, sondern ein anderer."

„Ja, wer denn?"

Sie begriff immer noch nicht.

„Wenn ich es wüßte, würde ich es Ihnen sagen, aber er kam hier hereingeschlichen, tastete an Ihren Fenstern entlang. Ich sah ihn von drüben her und eilte herbei, um Sie zu schützen, denn ohne Zweifel wollte er bei Ihnen einbrechen."

„Woraus schließen Sie das?"

Sie ahnte bereits, daß Bert es gewesen sein mußte.

„Weil er hier stehen blieb und an das Fenster klopfte."

„Er klopfte an das Fenster? Davon habe ich ja gar nichts gehört."

„Ja, Sie haben einen guten Schlaf, aber ich sah und hörte es. Jedenfalls ist er ja nun fort, und wir wollen hoffen, daß er nicht mehr wiederkommt. Ich werde morgen alle Vorsichtsmaßregeln treffen lassen."

„Ich danke Ihnen vielmals, Herr Baron, aber bleiben Sie, bitte, jetzt nicht im Regen stehen, Sie können sich den Tod holen."

Grit reichte ihm die Hand durch das Fenster, die er ergriff und an die Lippen drückte.

Einen Gegner habe ich abgeschlagen, dachte er.

Hoffentlich kommt er bald wieder, dachte sie.

Inspektor Ehrngruber hatte die ganze Szene erheblich anders gesehen, und zwar deshalb, weil er die ganze Szene eben nicht gesehen hatte. Sein Zimmer lag denen Grits gegenüber im rechten Flügel im ersten Stock. Dort hatte er ihre Fenster beobachtet, bis das Licht erlosch, und sich zur Ruhe begeben.

Noch nicht lange konnte er geschlafen haben, als er von irgendeinem Geräusch geweckt wurde. Stimmen oder ein Klopfen war es, das ihn wachrüttelte. Er eilte ans Fenster und sah, wie Grit unten das ihre öffnete und mit jemandem sprach, der vor ihr stand, in einen Mantel gehüllt und ohne Hut.

Es war der Baron, kein Zweifel möglich. Was wollte er zu so später Stunde vor ihren Fenstern? Und sie? Gab ihm die Hand und verabschiedete ihn? Auf wie lange? Ehrngruber drückte seine schweren Fäuste gegen die Fensterscheiben, daß sie fast seinem Druck nachgegeben hätten.

Und als am anderen Morgen sowohl der Baron, als auch Fräulein Grit ihm mit großem Eifer von den Ereignissen der Nacht berichteten, tat er sehr erstaunt und empört, aber er dachte sich sein Teil.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschwister.

Eine Geschichte von **Ludwig Bäte**.

Als der Gesandte für immer in das Elternhaus zurückkehrte, war die Schwester schon achtzig Jahre alt. In jüngeren Jahren hatte sie den Bruder oft in den verschiedenen Orten seiner diplomatischen Wirksamkeit besucht; dann war eine Lähmung eingetreten, die sie ganz an das Haus band. Ihre Pflege übernahm die auch schon betagte Nichte, der ein Mädchen zur Seite stand. Im Sommer, wenn der große Garten alle Aufmerksamkeit erforderte, half eine seit Jahren verheiratete Frau, die früher im Hause das Kochen gelernt hatte, und die ganz in der Nähe wohnte.

Die kleine Stadt bot wenig Zerstreuung, und nur der Schwester wegen hatte er seine Arbeit aufgegeben, die ihm große und dauernde Erfolge gebracht. Am Morgen erledigte er gewöhnlich seine umfangreiche Post und frühstückte danach mit der Schwester, die vor elf Uhr nicht aufstehen durfte. Sie saß ihm dann im Sofa gegenüber, das klare, kluge Greisinnenauge unablässig auf den Bruder gerichtet, der munter dieses und jenes soeben Gelesene berichtete. Beide waren ausgesprochen schöne Menschen, die trotz ihres hohen Alters Wert auf ihre äußere Erscheinung legten.

Nach dem Mittagessen ruhten sie gewöhnlich, bis dann der Bruder einen längeren Spaziergang durch den Ort oder in seine nähere Umgebung antrat, bei dem ihn öfters einer der alten Jugendfreunde, gelegentlich auch selten einsprechender Besuch begleitete. Abends erzählten sie sich wohl bis gegen neun Uhr, worauf er sich verabschiedete, um noch ein oder zwei Stunden in seinem Arbeitszimmer zu lesen.

So sehr ihn das Zusammenleben mit der Schwester, an der er von Kindheit an mit abgöttischer Liebe hing, beglückte, so sehr trieb es ihn doch im Sommer in die letzte Stadt seiner Arbeit, wo man ihn in den weitesten Kreisen noch immer hoch verehrte und seine weise, ausgleichende Art vermißte. Gewöhnlich holte ihn der Sohn eines Freundes ab, der ihn dann auch im Frühherbst zurückbegleitete. Die Schwester bekam jeden Tag ihren Brief und war glücklich in dem Gedanken, den Bruder froh und in seiner gewohnten Umgebung zu sehen. Sie wußte das Opfer, das er ihr, so kräftig er sich auch dagegen wehrte, auf jeden Fall brachte, zu würdigen. Ihr blieben ja noch immer Herbst, Winter und Frühling. Und manchmal ein Besuch der Verwandten, stets aber der Blick in den wundervollen Garten, dessen mächtige Ulmen und Kastanien die drei weißgegitterten Fenster ihres Wohnzimmers fast zuschatteten.

Als der Bruder jedoch diesmal zurückkehrte, vermißte sie ganz seine gewohnte Frische. Ohne daß er ihr etwas sagte, merkte sie, daß er krank gewesen war und sich, nur mühsam erholt, aufgemacht hatte, um sie nicht zu beunruhigen. Das Leiden brach nach wenigen Wochen auch wieder aus, ließ sich aber kaum gefahrdrohend an. Jedenfalls kam er wie sonst zu den Mahlzeiten herunter und zeigte, wenn es ihm auch schwer zu werden schien, seine alte Unbekümmertheit. Bis dann eines Tages der gelegentlich zu Rate gezogene Arzt eine böse Verschlimmerung feststellte und streng Bettruhe anordnete.

Der Bruder stand nicht wieder auf. Sein Herzleiden wuchs von Tag zu Tag. Man suchte es der Schwester zu verheimlichen, die sich aber nicht beeinflussen ließ und sich immer genau nach den Symptomen erkundigte, die sie als Tochter und langjährige Helferin eines Arztes wohl zu deuten wußte. Sie hinauftragen ging nur schwer; auch wehrte sich der Kranke dagegen, da er ihr Ende davon befürchtete. An einem Junimorgen, als draußen die ersten Amseln erwachten, ging er heim. Die Nichte und der Arzt waren bei ihm, und erschüttert vernahm die Verwandte, wie noch die sterbenden Lippen versuchten, den Namen der Schwester zu formen, die währenddes, vom Mädchen gestützt, im Sofa lehnte und auf den Stuhl starrte, in dem er immer gesessen. Als er ihrem Zimmer gegenüber aufgebahrt lag, sah sie ihn zum erstenmal wieder. Man hatte den Raum mit Lorbeer und den unaufhörlich eintreffenden kostbaren Kränzen geschmückt. Das Silber der hohen Leuchter, die er mitgebracht, drängte sich stark durch den schwarzen Flor, und auf den weißen Seidenkissen prunkten die zahlreichen Orden, die er in der Heimat niemals getragen hatte. Der Tote erschien ihr fremd und fern, beinahe wie auf dem Bilde, das er ihr einst geschenkt, und das ihn in der Kleidung des Diplomaten zeigte, die selbst sein gütiges, das Innere durchspiegelndes Gesicht veränderte. Als eine ausländische Abordnung gemeldet wurde, verließ die Greisin stumm, von dem Mädchen beinahe getragen, das Zimmer, der Nichte den Empfang überlassend.

Von ihrem Sofa aus sah sie der Trauerfeier zu. Der Sarg wurde hochgehoben, das schwere Geläut fiel ein. Der Duft leicht verwelkender Blumen wehte noch einen Augenblick zu ihr, dann war alles vorbei. Sie war nun für immer einsam.

Das Mädchen hatte sie für einen Augenblick allein gelassen; die Nichte war auf ihre dringende Bitte hin zum Gottesdienst gegangen, den die Gemeinde, die dem Toten manches verdankte, veranstaltete.

Der Bruder kam nicht mehr. Und er war ohne Abschied gegangen, wie er es als Kind getan, wenn sie sich gezankt hatten.

Leise stand sie auf und tastete sich nach draußen. Das Mädchen wirtschaftete in der Küche. Dort war die Treppe. Sie mußte sich am Geländer festhalten. Ein Augenblick schwindelte ihr. Dann hatte sie den oberen Flur erreicht. Mühsam drehte sie den Schlüssel zu seinem Schlafzimmer um. Es lag alles so, wie er es verlassen haben mochte. Man war noch nicht zum Aufräumen gekommen. Nur die Decke hatte man abgezogen. Das Fenster stand offen.

Sie setzte sich neben das Bett. Seit Jahren war sie nicht mehr hier oben gewesen. Hier hatten sie beide ihre ersten Kinderjahre verlebt. Noch hingen die Scherenschnitte, die sie ihm einst geklebt, über seinem Waschtisch, stand die kleine Silbervase, die er von ihr zur Konfirmation bekommen,

auf dem runden Mahagonitisch. Und dort sah sie auf der Kommode sein Jungenbild mit den strahlend aufflammenden Augen, die er bis ins Alter behalten hatte.

Die Amseln schlugen, Glocken schütterten über die sich leise erwärmenden Gärten.

Hier hatte er seinen letzten Kampf gekämpft. Horchend lehnte sie den Kopf an das zerwühlte Kissen. Der Bruder war nicht tot. Sie saß neben ihm wie so oft in Kindertagen und lauschte, wie sein Atem ging. Es schien immer besser zu werden. Sprach er ihr nicht zu, lächelnd in wiederkehrender Gesundheit?

Die Amseln schlugen.

Ihr Kopf sank tief und glücklich in die Kissen.

Sie war tot.

Schiffe.

Von **Paul Fechter.**

Auf See, im April.

Wenn der Mensch, den Gott irgendwo auf festem Lande hat zur Welt kommen lassen, und nicht, was bei seefahrenden Nationen auch vorzukommen pflegt, auf dem Schnittpunkt irgendeines Breiten- und Längengrades, also daß er sein Lebelang mit einem höchst polizeiwidrigen Geburtsort in seinen Papieren behaftet bleibt: wenn solch' ein Mensch zum ersten Mal auf ein großes Schiff kommt, dann geht es ihm genau so, wie es ihm vor Jahren erging, als er zum ersten Mal mit dem Krieg in persönliche Beziehung kam. Er hatte von allem eine Vorstellung — und er sah, daß keine dieser Vorstellungen stimmte. Beim Schiff ist es genau so. Er bringt von allem einen Begriff, eine Idee mit, die Wirklichkeit sieht vollkommen anders aus. Er hat hundert Schilderungen von Seefahrten und Schiffen gelesen: das wirkliche Erlebnis hat kaum etwas damit gemein. Weder das des Schiffes noch das der Fahrt. Und es scheint sogar jedesmal, bei jedem Schiff und bei jeder Fahrt, vollkommen anders zu sein. Man muß vollständig umlernen.

Und man lernt um. Vom ersten Augenblick an. Nach allen Richtungen.

Man lernt, daß ein Schiff auf dem Meer ganz etwas anderes ist als eines auf dem Strom, auf einem See, selbst auf der Ostsee. Es ist nicht nur größer: es ist ein höchst kompliziertes Individuum, besser noch ein Staat von verschiedenen, höchst komplizierten Individuen. Ein Zusammenspiel sehr empfindlicher Art, das sehr verschiedene Klänge ergeben kann.

Da ist z. B. die „New York". Ein neues Schiff — auf erster Fahrt. Man kommt hinauf — und betritt ein höchst komfortables, höchst behagliches Hotel, mit schönen, netten Räumen, mit einer vom ersten Augenblick an sehr geschlossenen, sehr einheitlichen Gesellschaft. Man spürt die Hand des Generaldirektors, der mitfährt und überall ist, überall unmerklich dirigiert — und schon am ersten Tag wird dieser Kreis, diese Gesellschaft zur Alle tragenden Hauptsache. Man kommt gar nicht zu dem Erlebnis Schiff, zu dem Erlebnis Meer. Gewiß, man hat beide um sich, sieht draußen Welle und Wolke, Sonne und Wind, Schornsteine und Masten; sie bleiben aber Umwelt, ferne, werden gar nicht Wirklichkeit. Man hatte sich gedacht: Seefahrt, das ist Einsamkeit gegenüber dem Unendlichen, Verlorenheit vor dem unermeßlichen Raum der See und des Himmels. Man erlebt, selbst wenn man das Besondere dieser ersten Fahrt des neuen Schiffes abzieht: Seefahrt ist Gemeinsamkeit gegenüber dem Elementaren, Gemeinsamkeit, die für das Gefühl stärker ist als das Draußen.

In nächtlichen Stunden, wenn man in der Kabine liegt — hinter welchem Wort sich ein sehr behagliches, geräumiges Zimmer mit Sofa und Sesseln und allem Zubehör birgt — dann versucht man sich gelegentlich, namentlich, wenn der Wind etwas kräftiger geht, die Situation vor der Natur etwas klar zu machen. Da unter einem, unter dem Bett, in dem man liegt, sind einige tausend Meter Wasser, rings herum ist nichts als Wasser und Wellen, Sturm — das ganze Schiff ist gegenüber den Kräften des Draußen eine sehr zarte Sache. Man sagt sich das alles — und kommt beim besten Willen nicht zu dem Erlebnis der Gefahr, der Furcht, des Machtlosseins. Es ist wie beim Militär: die Gemeinsamkeit trägt. Sie ist vom Geistigen wie vom Gefühl her stärker als die See. Im Flugzeug bekommt man seine Kleinheit und Verlorenheit im Raum heraus — auf dem Schiff nicht mehr. Wenigstens nicht auf den großen Schiffen der Hapag.

Was dagegen steht, ist außer der Gesellschaft auch der Kapitän. Über den muß man auch umlernen. Die Vorstellung von der Kommandobrücke hoch im Sturm und dem eisernen Mann am Steuer versinkt nur zu bald — es bleibt aber der Mann. Da wandert auf der „New York" ein ruhiger, freundlicher Herr in Uniform, mit vier goldenen Streifen am Ärmel, friedlich zwischen den Passagieren umher, grüßt hier, grüßt da, spricht, beantwortet einige der vielen tausend Fragen, die Passagiere, vor allem Damen, so stellen können, spielt hier mit ein paar kleinen Kindern, läßt sich dort mit einigen anderen auf dem Arm photographieren. Das ist Kapitän Graalfs, der das neue Schiff führt. Mittelgroß, kräftig — ein kleiner blondgrauer Knebelbart, ein Paar blaue, norddeutsch vergnügte Augen — die einen zuweilen aber äußerst sachlich und fest ansehen können. Man sieht ihn ein paarmal an, beobachtet ihn, hört zu, wenn er spricht — und das Draußen rückt noch ein bißchen ferner. Man spürt das Zentrum dieses gleitenden Reiches und fühlt die ruhige Kraft, die von ihm ausgeht.

So ist das eine Schiff, das in Tagen, die wie in wachem Traum vergehen, unbarmherzig die mitgebrachten Vorstellungen von Schiff und Seefahrt zerbricht und richtigstellt, einen treppauf, treppab zu Korrekturen zwingt. Das ist auch so eine Erfahrung, die man nicht hatte, daß Treppensteigen oder Liftfahren zu den häufigsten Beschäftigungen des seefahrenden Daseins gehört, genau so wie Tanzen und Essen, dauerndes Essen, Tennis- und Kegelspielen, Konzerte hören und Maskenfeste mitmachen. Haben Sie gewußt, daß zum Seefahren ein Kostümball gehört? Ich nicht. Es ist aber so. Eine gute Maske ist zu einer Meerfahrt mindestens so wichtig wie ein Kodak, ein Zeißglas, eine Mütze und ein Seekrankheitsmittel. Man muß umlernen — es hilft nichts. Die Wirklichkeit sieht immer noch anders aus als unsere besten Vorstellungen.

Das Hübscheste aber ist: hat man auf einem Schiff sich durch eine — seine erste Seefahrt zum erfahrenen Meerfahrer entwickelt, gegen den der selige Odysseus gar nichts mehr ist, so wirft schon das nächste Schiff das ganze schöne Gebäude über den Haufen, und man muß wieder von vorne anfangen mit dem Umlernen. Jedes Schiff, auf das man steigt, ist offenbar trotz aller Ähnlichkeiten anders als alle anderen; auf jedem lebt man anders, herrscht eine andere Atmosphäre, muß man sich in eine neue Gemeinsamkeit hineinfügen.

Wir fuhren auf der „New York" hinüber. Da war ein großer Kreis, der sehr schnell alles ergriff und umfaßte; da war Geheimrat Cuno und sein lautlos dirigierender Wille, waren Direktor Goos mit seiner ruhigen Umsicht, Direktor Sutor mit der klugen Eindringlichkeit stets bereiter Hilfe und Belehrung. Es war Leben, Bewegung, Ereignis, die Tage jagten einander, man konnte sie kaum bewußt ergreifen.

Das war das eine Schiff. Dann fuhren wir mit der „Reliance" heim. Und alles war anders. Ein großes Schiff — mit weit ausgedehnten Räumen, die schon die angenehme Atmosphäre von Tradition, von manchem Erlebnis haben. Der Kreis ist kleiner geworden, die Gesellschaft der Passagiere auch. Und auf einmal ist man aus der tragenden Bindung entlassen — ist wieder Individuum geworden — und erlebt nun mit halbem Erstaunen Himmel und Meer viel stärker und größer als je zuvor! Auf dem weiten Schiff kann man sich verlieren, kann man stundenlang für sich sitzen, auf den wechselnden Horizont starren, Wolken und Wellen und Weite erleben. Man kann, man muß nicht. Denn die Fürsorge für die Gäste ist nicht minder groß als drüben auf der „New York". Man möchte den Führer der „Reliance", Kapitän Müller, gern einmal neben dem Führer der „New York" sehen: sie müssen sich ausgezeichnet ergänzen. Bester deutscher Marinetypus: Klug, überlegen, Haltung — geboren zu Führung und Entscheidung. Mag auf dem weiten Schiff mit dem vielen Platz alles noch so weit auseinanderstreben: in seinen Händen laufen alle Fäden unsichtbar doch wieder zusammen — die Individuen werden wieder zur Einheit, zum Ganzen zusammengezwungen. Die oben wie die unten.

Und das ist immer wieder das seltsamste Erlebnis: wie auf solch' einem Schiff die leitende Hand heute die seltsamsten Reiche zusammenzufassen hat. Columbus, von dessen Mut man nach solch' einer Seefahrt einen erheblich größeren Respekt bekommt, hatte sicher auch einen Koch an Bord. Der Führer eines heutigen Kahnes dirigiert außer seinem Schiff noch erstens ein Hotel und zweitens eine internationale Herde beiderlei Geschlechts. Unten in den Maschinenräumen, wo die Turbinen und Dynamos gehen, oder wie hier auf der „Reliance", die alte Dramatik der Kolbenmaschinen mit der neuen Sachlichkeit der Turbinen sich vereint — da unten und oben auf der Brücke lebt noch das alte, das eigentliche Schiff, darüber aber hat sich die Gesellschaft, das Seefremde angesiedelt. Und in der lernt man natürlich niemals aus: denn sie ist das, was jedesmal auf jeder Fahrt anders ist, das, was verweht, wie es zusammengeweht wurde — das, worin man niemals auslernt. Weil sie zuletzt so bunt und so dumm, so klug und so traurig und so lustig und so unerfaßbar wie das Leben selber ist.

Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.
Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.